

Georg Eckert 1912–1974



Georg Eckert, Bleistiftzeichnung von Bruno Skibbe, Athen 1945

Heike Christina Mätzing

Georg Eckert

1912–1974

Von Anpassung, Widerstand und
Völkerverständigung



Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

Gefördert durch die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES)

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-4262-6

Copyright © 2018 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Lektorat:
Dieter Dowe, St. Augustin

Umschlaggestaltung:
Birgit Sell, Köln

Umschlagbild:
Dr. Eckert, Athen 1945, Zeichnung von Bruno Skibbe

Satz & Layout:
Kempken DTP-Service | Satztechnik · Druckvorstufe · Mediengestaltung,
Marburg

Druck und Weiterverarbeitung:
CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2018

Besuchen Sie unseren Verlag im Internet: <http://www.dietz-verlag.de>

Für Dieter,
ohne den dieses Buch ein anderes geworden wäre,
und für unsere Enkel Ben und Lukas,
die uns immer wieder zeigen, dass es außer Georg Eckert
noch andere spannende Dinge auf der Welt gibt.

Inhalt

Zur Einführung	11
Ouvertüre: 1945/46 – ein erster Rückblick	19
Kapitel I	
Entwicklungen und Prägungen bis 1941	27
1. Familiäre Herkunft und Elternhaus in Berlin	29
Familie mütterlicherseits in Böhmen und Russland 29 – Familie väterlicherseits in Bamberg/Franken 32 – Elternhaus in Berlin 35	
2. Frühe wissenschaftliche Steckenpferde und erste Studienjahre bis 1933	42
Spurensuche im Havelland 42 – An der Berliner Universität 45	
3. Politische Aktivitäten in der Weimarer Zeit	50
Sozialistische Arbeiterjugend/Sozialistische Schülergruppen 50 – Reichsbanner Schwarz Rot Gold 59 – »Preußenschlag« 1932 61 – Sozialistische Studentenschaft 63	
4. 1933/34: Zwischen Tarnung und Anpassung	69
Machtübertragung in Berlin 69 – Hildesheim 72 – Studium in Bonn und Studentischer Arbeitsdienst 78 – NS-Studentenbund (NSDStB) und Studenten-SA 85 – Röhm-Putsch 91	
EXKURS: Überblick über Gegenstand und Geschichte der Ethnologie	93
5. Studienjahre bis 1936	99
Ethnologie in Bonn 99 – Dissertation und Rigorosum 105 – Habilitationsspläne 110 – Zwischenspiele in Berlin 111	
EXKURS: Akademischer Mentor: Hermann Trimborn (1901–1986)	116
6. Berlin 1936 bis 1939	122
Erstes Referendariatsjahr 122 – Eintritt in die NSDAP 131 – Höhere Flieger-technische Schule 137 – Zweites Referendariatsjahr 142	

7.	Wehrdienst während des Frankreichfeldzugs 1940/41	147
	EXKURS: Die Kameradin: Magda Eckert, geb. Lauffs (1910–2002)	156
8.	Ausbildung zum Ergänzungs-Meteorologen	161
Kapitel II		
Besitzer und Freund: Griechenland 1941 bis 1944		
165		
1.	Abordnung als Wehrmachtsbeamter nach Griechenland	167
	Folgen des Balkanfeldzugs 1941 167 – Auf dem Weg nach Griechenland 172 – Thessaloniki, Saloniki, Selânik 178 – Wehrmachtsbeamter 180 – Marinewetterwarte Saloniki 183	
2.	Deutsche und Griechen – Griechen und Deutsche	187
	Erste Eindrücke und Kontakte in Saloniki 187 – Griechisch-deutsche Beziehungen 195 – Panteleimon E. und Smaragda Formozis 198 – Πείνα – Hunger 200	
3.	Verstehen und Verständigung: erste Schritte	204
	Als Volkskundler in Zentralmazedonien 204 – Balkanexperte: eine berufliche Alternative? 214 – Gesamteuropäisches Geschichtsbild 221 – Völkerverständigung, nicht nur durch Kulturarbeit 223	
4.	Auf der Wetterwarte Saloniki	225
	Habilitation 1942/44 225 – Alltag 231 – Im Schatten der militärischen Großwetterlage 237	
5.	»Hagios Georgios«	239
	Bulgaren, Andarten, Kollaborateure 239 – Deportation der jüdischen Bevölkerung Salonikis 250	
6.	Opposition und ELAS	256
	Ein Mann des 20. Juli? 256 – Militärische Opposition in der Heeresgruppe E 259 – »Deutscher Antifaschistischer Kampfbund« (DAK) 260 – »Diener zweier Herren« 263	
7.	Weiter bei den Griechen: Oktober 1944 bis Februar 1945	273
	Desertion zur griechischen Widerstandsorganisation ELAS 273 – Abzug der Wehrmacht aus Mazedonien 275 – Übergabe der Wetterwarte an die Griechen 279 – Bei der ELAS 283	
	EXKURS: Grafiker des »Archivs für Sozialgeschichte«: Bruno Skibbe (1906–1975)	286

Kapitel III

Zwischenakt 1945/46 289

1. In britischer Gefangenschaft 1945/46 291
Vorboten des griechischen Bürgerkriegs 291 – Britischer »Ehrengefangener« in den Lagern Pavlos Melas/Saloniki und Goudi/Athen 295 – Wirklich auf dem Weg nach London? Lageraufenthalte in Italien 302 – Im Lazarettzug von Bari nach Goslar 309
2. Goslar: Im Lazarett 310
Auf Leben und Tod 310 – Rück- und Ausblick 314 – Suche nach beruflichen Perspektiven 317 – Zerplatzte Hoffnungen 323 – Entnazifizierung 325 – Entlassung aus britischer Gefangenschaft 336

EXKURS: Politische Mentorin: Hildegard Wegscheider (1871–1953) 340
EXKURS: Georg Eckert und die Frauen 344
3. Georg Eckert zwischen Anpassung und Widerständigkeit 355

Kapitel IV

Spotlights, Schlaglichter, Streiflichter: Das Lebenswerk nach 1946 361

1. Unterschiedliche Lehren aus der Diktaturerfahrung 363
Politische Bildungsarbeit bei Georg Eckert 363 – Juristische Aufarbeitung durch Fritz Bauer 368
2. Berufliches Neuland in Braunschweig 370
Dozent an der Pädagogischen Hochschule 370 – Studentenschaft 375 – Heinrich Rodenstein und die Roten Zellen 378 – Lehre 380 – Der »Nicht-Methodiker« 384
3. Die Ethnologie – ein Koffer ohne Griff 388
Weitere berufliche Perspektiven? 388 – »Kulturgeschichtliche Forschungen« 389 – »Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde« 390 – »Zeitschrift für Ethnologie« 394
4. Politische Heimat in der SPD 396
Vorträge und Schulungen 396 – Kurt Schumacher und der Parteivorstand 398 – Von den Kulturtagungen bis nach Bad Godesberg 1959 398 – Historische Selbstvergewisserung: Das Jubiläumswerk »1863 – 1963« und die Otto-Wels-Gesellschaft 402 – Politische Heimat in der SPD? 403

5.	Vordenker eines neuen Geschichtsunterrichts?	405
	Geschichtspädagogischer Forschungskreis 405 – Lehrerhandreichungen »Beiträge zum Geschichtsunterricht« ... 407 – ... vs. Geschichtsschul- buch »Deutsche Geschichte« 410 – Hans Ebeling 411 – (Gescheiterte) Lehrplanentwürfe 413 – Ministeriale und Kollegen 418	
6.	Schulbuchrevision als Teil auswärtiger Kulturpolitik	421
	Terence James Leonard: ein fast vergessener Pionier der Schulbuch- verbesserung 421 – Schulbuchkontrolle durch die britische Besatzungs- macht 423 – Anfänge des Schulbuchinstituts 425 – Erste internationale Schulbuchkonferenz in Braunschweig 428 – Vom Lehrgewerkschafter zum »Botschafter der Völkerverständigung« 433 – Das Prinzip der »vie- len Hüte« 438 – Internationale Versöhnung ohne Griechenland 440 – Georg Eckert als Präsident der Deutschen UNESCO-Kommission (DUK) 441 – Das Vermächtnis Terence James Leonards 447	
	EXKURS: Der Co-Pilot: Otto-Ernst Schüddekopf (1912–1984)	451
	EXKURS: Patenschaft für das Schulbuchinstitut: Alfred Kubel (1909–1999)	458
7.	Der Sozialhistoriker Georg Eckert	465
	Geschichte der Arbeiterbewegung 465 – Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung 467 – »Archiv für Sozialgeschichte« 468 – In- stitut für Sozialgeschichte Braunschweig 473 – Sozialgeschichtsschrei- bung in Konkurrenz zur DDR 474 – Internationales Institut für Sozial- geschichte (IISG) Amsterdam 477 – Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung 479 – Das »magische Dreieck« 480	
	EXKURS: Mehr als die rechte Hand: Rosemarie (Rümenapf-)Sievers (1929–2011)	483
 Kapitel V		
	Lebensmelodie und Kadenzen, Harmonien und Disharmonien	487
 Anhang		
1.	Lebensdaten Georg Eckerts und weitere Mitgliedschaften in Gremien	501
2.	Abkürzungen	506
3.	Abbildungen	511
4.	Archive und Zeitzeugen	515
5.	Quellen und Literatur (Auswahl)	519
6.	Anmerkungen	535
7.	Personenregister	577
8.	Danksagung	588

Zur Einführung

»Das Wesentliche ist gleich im Urgrund aller Kulturen.«

Hermann Trimborn

Als die junge Braunschweiger Geschichtsstudentin diesen Satz das erste Mal hörte, hielt sie ihn zunächst für eine abgewandelte Interpretation des Lessing'schen Toleranzgedankens, und es sollte einige Zeit vergehen, bis sie verstand, dass es sich dabei vielmehr um einen Lehrsatz aus der Ethnologie bzw. der Sozialgeographie handelte, mit dem die »Daseinsgrundfunktionen« wie Wohnen, Arbeiten, sich Versorgen etc. beschrieben sind. Dass es aber zu diesem Irrtum kam, war letztlich nicht verwunderlich, denn die junge Frau studierte am ehemaligen Lehrstuhl des Ethnologen und Historikers Georg Eckert (1912–1974). Eckert hatte die Hälfte seines Lebens der internationalen Völkerverständigung gewidmet. Seine Visionen und sein Esprit waren noch Jahre nach seinem Tod in Braunschweig gegenwärtig. Sein Geist inspirierte frühere Mitarbeiter und Kollegen, ja selbst die Räume sprachen von ihm. Sein zentral platzierter Schreibtisch am Lehrstuhl war nicht nur ein Erinnerungs-ort, sondern diente (und dient bis heute) seinen Nachfolgern für das tägliche Hochschulgeschäft.

Was Anfang der 1980er Jahre für das Seminar galt, galt erst recht für das Georg Eckerts Namen tragende Braunschweiger Internationale Schulbuchinstitut. In den persönlichen Begegnungen mit ausländischen Stipendiaten, getragen von der warmherzigen Gastfreundschaft der teilweise noch von Eckert selbst eingestellten Institutsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, entpuppte sich die klassizistische Villa in der Celler Straße gleichfalls als Ort der Völkerverständigung – für junge Menschen, die im Fremden das Eigene entdecken wollten, in jenen Jahren jedoch weniger als heute Gelegenheit zu ausländischen Studienaufenthalten besaßen, geradezu ein Faszinosum! Wenig verwunderlich also, dass die junge Studentin den ethnologischen Lehrsatz »schöpferisch weiterentwickelte« und ihn als Georg Eckerts Credo der internationalen Völkerverständigung, ja als sein Lebensmotto begriff.

Wenn damit eine idealisierte und mithin fragmentarische Vorstellung über den »Botschafter der Völkerverständigung« korrespondierte, dann unterschied sich die Wahrnehmung der jungen Frau offensichtlich nicht grundlegend von der gestandener Wissenschaftler, die in ihrem Nachruf über Georg Eckert formulierten: »Im Zeitalter des Spezialistentums mit seinen oft egozentrischen Persönlichkeiten haben nur wenige Menschen Eignung, Willen und Kraft, sich im Dienste human-politischer Ideen und aus wissenschaftlich begründeter Einsicht heraus vielfältig zu engagieren, ohne Rücksicht auf sich selbst und fast immer nur für andere. Zu diesen wenigen gehörte Georg Eckert.«¹

Georg Eckert war eine charismatische Persönlichkeit, und solche Menschen verleiten andere nicht selten dazu, sie zum Mythos zu erheben. Dies

um so mehr, wenn es gilt, einen Bogen über die Jahre von 1933 bis 1945 zu schlagen. Bei Georg Eckert könnte dann eine Meistererzählung entstehen, die bei seinem frühen sozialistischen Engagement während der Weimarer Republik beginnt, schließlich den Führer der Sozialistischen Studentenschaft (SSSt) im Berlin der frühen 1930er Jahre herausstreicht, der nach der Machtübertragung vor den nationalsozialistischen Studententrupps aus Berlin flüchten und zuletzt untertauchen musste. Weitere Zuschreibungen für die Zeit des »Dritten Reiches« wären dann: aktiver »Anti-Nazi«, dessen Eintritt in die NSDAP lediglich der Tarnung diene; Angehöriger des Widerstands; Retter von Verfolgten während der griechischen Besatzung; Mitwisser um die Verschwörung vom 20. Juli 1944; Überläufer zur ELAS, der linken griechischen Partisanenbewegung; schließlich Kriegsgefangener der Briten, die ihn wegen seiner lauterer Gesinnung für den politischen Wiederaufbau in Deutschland vorsahen; im August 1945 von Rom mit dem Krankentransportzug ins Lazarett nach Goslar verbracht. Dort sei Eckert dann vom Braunschweigischen Ministerpräsidenten Alfred Kubel »entdeckt« und an die Kant-Hochschule/PH Braunschweig vermittelt worden, wo er wie ein Phönix aus der Asche steigen und seiner eigentlichen Bestimmung, der internationalen Völkerverständigung, folgen konnte. So gelesen, hätte es sich nicht nur um einen teleologischen Lebensweg, sondern auch um die bruchlose Fortführung eines politisch geradlinigen und standhaften Lebens während des »Dritten Reiches« in der Zeit nach 1945 gehandelt. Mehr als vierzig Jahre nach seinem Tode unternimmt diese Biographie den Versuch, Leben und Wirken des lange Zeit zu Unrecht vernachlässigten sozialdemokratischen Wissenschaftlers und Kulturbotschafters Georg Eckert kritisch zu würdigen und bisherige (Vor-)Urteile auf ihre Gültigkeit zu überprüfen. Und sie ist bestrebt, der Versuchung zu entgehen, Eckerts Leben von seinem Zenit aus rückwärts zu interpretieren.

Georg Eckert war wie eine Spinne im Netz, das er durch seine gewinnende Art zusammenhielt und dessen Seidenfäden – für ihn und seine Generation nicht unüblich – aus persönlicher Verantwortung und zwischenmenschlichen Bindungen oder zumindest Verbindungen bestanden. Dennoch ist diese Biographie kein Beitrag zur Netzwerkforschung, geschweige denn, dass auch nur annähernd all jene, mit denen Eckert zu tun hatte, behandelt oder auch nur genannt werden könnten. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Lebensgeschichte eines politisch aktiven deutschen Wissenschaftlers, der durch die Umbrüche des 20. Jahrhunderts geprägt wurde und der als Ethnologe in der Nachkriegszeit zu einem bedeutenden sozialdemokratischen Kulturbotschafter Deutschlands im Ausland werden sollte: als geschichtspädagogischen Erwachsenenbildner, als Gründer und Leiter des Internationalen Schulbuchinstituts in Braunschweig,

als Präsident der Deutschen UNESCO-Kommission sowie durch sein Wirken als Sozialhistoriker unter anderem für die Friedrich-Ebert-Stiftung.

Doch welche Antworten fand ein Mann seiner Generation auf die politischen Umbrüche und Systemwechsel der Jahre 1933 und 1945? Während der Weimarer Zeit Mitglied in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und der Sozialdemokratischen Partei, aber 1934 in die Studenten-SA und 1937 in die NSDAP eingetreten; Staatsexamen und Promotion Mitte der 1930er Jahre, während des Zweiten Weltkriegs Leiter der Marinewetterwarte in Saloniki. Ließ sich bei diesem Weg effektiv wirken und gestalten, ohne den Versuchungen zu erliegen? Konnte der aufrechte Gang bewahrt werden? Welche Möglichkeiten und Spielräume boten sich? Und nicht zuletzt: Wie beurteilte Georg Eckert selbst seinen bis 1945 zurückgelegten Weg in der Rückschau?

So gefragt, steht die Biographie Georg Eckerts stellvertretend für nicht wenige Menschen, zumeist Männer, die sich nach den Erfahrungen von Diktatur und Krieg einerseits ihrer Vergangenheit stellen mussten und sich – ungeachtet der jeweiligen Antworten – für den demokratischen Neuaufbau der Bundesrepublik Deutschland engagierten. Wie Georg Eckert standen die meisten von ihnen in der zweiten Reihe. Von ihnen ist bislang wenig bekannt.

Auf der anderen Seite können Biographie und Lebenswerk Georg Eckerts als »einzigartig« gelten, vor allem im Blick auf seinen Einsatz für die Völkerverständigung. Eine Einzelbiographie über ihn ist daher durchaus angemessen. Um so mehr fragt sich, weshalb es noch keine umfassende Lebensbeschreibung, sondern bislang lediglich einige kürzere lebensgeschichtliche Skizzen über ihn gibt, die sich zudem mehrheitlich mit dem Geschichtspädagogen befassen.

Ursächlich dafür ist vor allem die komplizierte Überlieferungsgeschichte seines literarischen Nachlasses. Bei seinem Tod 1974 hinterließ Georg Eckert in Braunschweig über 100 laufende Meter (lfd. m) ungeordnetes Aktenmaterial. Etwa ein Drittel davon betraf die Arbeit des »Internationalen Schulbuchinstituts«. Dieser Teil befindet sich seit 2009 im Staatsarchiv Wolfenbüttel, wurde mittlerweile verzeichnet und ist damit seit einigen Jahren für die Forschung zugänglich. Die übrigen zwei Drittel (ca. 70 lfd. m) wurden unmittelbar nach Georg Eckerts Tod nach Bonn überführt. Das »Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung« (AdsD) in Bonn-Bad Godesberg nahm sie in seine Obhut und entsprach damit auch dem Wunsch des Nachlassgebers. Da dieser Umzug jedoch sehr schnell vonstatten gehen musste, wurde alles so verpackt, wie es sich im Laufe von knapp vierzig Jahren angesammelt hatte. Ohne vorherige Sichtung und Ordnung und ohne Erstellung von Verzeichnislisten, von einer Erschließung ganz zu schweigen, erreichten so 620 Sammelordner das AdsD. An diesem unerschlossenen Zustand hatte sich auch im Jahr 2008, als mit dem Schreiben dieser Biographie begonnen wurde, nichts verändert. Am Beginn stand mithin eine erste oberflächliche, aber dennoch weit mehr

als ein Jahr währende Erschließung des Bestandes durch die Autorin, teilweise unterstützt durch Mittel der TU Braunschweig. Eine sachgerechte Erschließung durch das AdsD konnte bis dato nicht erfolgen, so dass der mehr oder weniger unerschlossene Teilnachlass im AdsD zumindest ansatzweise die bisher bestehende Forschungslücke erklärt. Ergänzt werden diese Bestände durch ein kleines Konvolut von rund 6 lfd. m im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, sowie durch einige wenige Dokumente im Institut für Zeitgeschichte München. Keine Unterlagen über Georg Eckert existieren hingegen in der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU).² Die Fülle der Aufgaben, mit denen Georg Eckert von 1946 bis zu seinem Tode am 7. Januar 1974 befasst war, erzwingt von einer lesbaren Biographie, dass sie sich auf die großen Entwicklungslinien konzentriert und auf Detailuntersuchungen über seine Arbeitsfelder verzichtet. Erste Ansätze dazu finden sich aber in dem Tagungsband, der anlässlich des 100. Geburtstags von Georg Eckert im Jahr 2012 unter maßgeblicher Beteiligung der Biographin herausgegeben wurde und vor kurzem erschienen ist.³

Stand am Anfang der Beschäftigung mit der Biographie Georg Eckerts die undifferenzierte Vorstellung über ein Idol, das sich aufrichtig und kompromisslos dem Wahren, Guten, Schönen verschrieben hatte, so modifizierte sich dieser Eindruck im Laufe der mehrjährigen Spurensuche. Bei der Durchdringung des umfassenden Nachlasses, beim Lesen bislang unbekannter Quellen von Eckerts Hand, bei der Historisierung so mancher Dokumente bekam das ursprüngliche Bild unerwartete Risse – vor allem aber Konturen: Die Zeit zwischen 1933 und 1941 entpuppte sich auch als Zeit der Anpassung und der Eintritt in die NSDAP erwies sich nicht nur als Tarnung. Das Bild des in Griechenland wirkenden Widerständlers war in gewisser Weise auch die Frucht einer Selbststilisierung während des Entnazifizierungsprozesses 1946. Und der charmante, begeisternde und stets hilfreiche Mensch hatte zugleich Probleme mit echter Nähe und tiefer Bindung.

Gleichwohl enthalten Erzählungen über legendäre Personen stets auch Elemente historischer Wahrheit, und bezogen auf Georg Eckert überwiegen die Fakten sicherlich die Fiktionen. Doch spätestens seit Pierre Bourdieus Reflexionen über die »biographische Illusion« wissen wir, dass auf Folgerichtigkeit und Kohärenz angelegte Lebenserzählungen pure Konstruktionen darstellen. Dies gilt um so mehr, wenn die Protagonisten ihre Biographie weitgehend selbst konstruieren, so wie im Falle Georg Eckerts. Denn selbst dort, wo (politische) Weggefährten über ihn berichteten, stützten sie sich nicht selten auf Selbstaussagen dieses charismatischen und seine Mitwelt offenbar faszinierenden Mannes und übernahmen damit auch seine Sicht der Dinge. Das gilt etwa für ein unveröffentlichtes und dennoch häufig zitiertes Manuskript von Rosemarie Sievers, das sich mit Eckerts Widerstandstätigkeit

in Griechenland während der Jahre 1941–1944/45 befasste.⁴ Sievers, lange Jahre engste Mitarbeiterin Eckerts, bezog sich darin fast ausschließlich auf nicht näher bezeichnete Egodokumente aus dem Privatarchiv Georg Eckerts, ohne diese jedoch historisch-kritisch einzuordnen. Auch die hier vorliegende Biographie bezieht Eckerts autobiographische Notizen ein, und somit wird auch sie das eine oder andere Mal (unbeabsichtigt) seiner Sichtweise folgen. Doch dort, wo es auf der Grundlage vorhandener Dokumente möglich ist, werden diese kritisch hinterfragt und in den Kontext eingebunden.

Abgesehen von einem umfangreichen Briefbestand und einigen wenigen Tagebuchfragmenten aus den 1940er Jahren entstanden Georg Eckerts Dokumente ausschließlich aus der Erinnerung. Eines der ersten dieser Manuskripte entstand in britischer Gefangenschaft, angefertigt ab Februar 1945 in den Lagern Athen (Goudi), Rom (Cinecittá) und Neapel. Der britische Geheimdienst, der Eckert für den demokratischen Wiederaufbau nach Deutschland senden wollte, hatte ihn um Auskünfte zur eigenen Person sowie über ihm einschlägig bekannte Personen gebeten. Nach seinem Transport ins Lazarett Goslar im Spätsommer 1945 führte Eckert diese Notizen als Lebens(zwischen)bilanz fort, nun aber vor allem unter dem Blickwinkel persönlicher wie politischer Kontinuitäten seit der Weimarer Republik. Zugleich entstanden diese Papiere – parallel zu einer Vielzahl von Briefen vor allem an seine Frau und seinen Vater – vor dem Hintergrund eines sich nur schleppend hinziehenden Entnazifizierungsverfahrens, das erst Ende 1946 abgeschlossen werden sollte. Die beiden Manuskripte bestehen aus mehreren Teilen und wurden zum größten Teil handschriftlich verfasst. Eine letzte, maschinenschriftliche Fassung stammt vermutlich aus den frühen 1960er Jahren, als Eckert offenbar die Veröffentlichung einer Autobiographie plante, bei der er sich auf seine handschriftlichen Notizen stützen wollte. Dieses unvollendet gebliebene Manuskript weist etliche nachträgliche Bewertungen und Reflexionen auf, die in den früheren Dokumenten fehlten und diese daher teilweise in etwas anderem Licht erscheinen lassen. Aufzeichnungen aus der Weimarer Zeit existieren so gut wie gar nicht, da Eckert sie nach eigenen Angaben nach der Machtübertragung 1933 verbrannte.

Ein sorgfältiger Vergleich aller drei genannten autobiographischen Manuskripte und ihre quellenkritische Überprüfung bestätigen zwar die Richtigkeit der von Eckert angegebenen biographischen Daten. Erkennbar dabei wird aber auch das grundsätzliche Bedürfnis des Menschen, dem Leben Sinn zu unterlegen, indem Kohärenzen hergestellt werden. Je nach Adressat, lebensgeschichtlicher Situation und Zeitpunkt wird die eigene Vergangenheit dabei jedoch verschieden erinnert, gewichtet und gewertet. Mit anderen Worten: es werden »autobiographische Illusionen« konstruiert, die bei der Konfrontation mit ergänzenden Quellen nicht immer der kritischen Überprüfung durch die

Historikerin/den Historiker standhalten würden. (Davon weiß jeder zu berichten, der schon einmal Bewerbungen geschrieben hat!) Dies gilt auch für die überlieferten Egodokumente aus der Feder Georg Eckerts, die insofern ein Paradebeispiel für den mentalen Prozess individueller Selbstvergewisserung darstellen.

Aus Gründen der Lesbarkeit wird hier allerdings darauf verzichtet, alle sich aus den Vergleichen ergebenden Diskrepanzen auszuweisen. Sie finden nur dort Erwähnung, wo sie besonders eklatant sind, etwa bei Eckerts Begründung für seinen Eintritt in die NSDAP im Jahr 1937 und bei seinen Beschreibungen über die Jahre zwischen 1933 und 1941. Insbesondere diesen Teilen der autobiographischen Notizen galt ein besonderes Augenmerk, war Eckert doch im Zeichen des Entnazifizierungsprozesses darauf angewiesen, für diese Jahre so viel Sozialdemokratisches wie möglich aus seiner Biographie herauszufiltern. Er selbst wusste sehr genau darum, teilte er doch seinem Vater aus dem Lazarett mit: »Glücklicherweise ist bei mir alles vor 1933 und nach 1941 bzw. 1944 klar. Ich muss nun aber recht viel Material für die Zwischenzeit haben [...]«.⁵

Sigmund Freud schrieb einst etwas überpointiert an Arnold Zweig: »Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.«⁶ Die Biographin hat durch Anwendung der historisch-kritischen Methoden das ihr Mögliche getan, um dieser »Falle« zu entgehen, und begegnete dabei einem Menschen mit vielen Stärken, aber auch mit gehörigen Schwächen. Das gilt es auszuhalten. Die Lebensleistung Georg Eckerts mindert dies in keiner Weise!

Ouvertüre: 1945/46 – ein erster Rückblick

»... im Lazarett Goslar eingetroffen ...«

Georg Eckert an seine Frau, 4. Sept. 1945

Gegen am nördlichen Harzrand und damit abseits der Einflugschneise alliierter Geschwader nach Berlin, blieb die mittelalterliche Kaiserstadt Goslar trotz rüstungsrelevanter Betriebe während des Zweiten Weltkriegs weitgehend von Luftangriffen verschont und entging damit, anders als die Nachbarstädte Hildesheim, Braunschweig oder Magdeburg, ihrer sinnlosen Zerstörung. Dieses freundliche Schicksal war einigen wenigen Mutigen zu verdanken, die sich trotz Androhung standgerichtlicher Verfahren Hitlers »Nerobefehl« widersetzen. Nachdem die Alliierten am 19. März 1945 bei Remagen mehr oder weniger ungehindert den Rhein überschritten hatten, ordnete der oberste Feldherr die Verteidigung Deutschlands bis zum letzten Atemzug an. Doch als sich die Amerikaner in den ersten Apriltagen Kilometer für Kilometer der Harzstadt Goslar näherten, war diese mittlerweile von verantwortungsbewussten deutschen Militärs zur Lazarettstadt erklärt worden. Gemäß Artikel 25 der Haager Landkriegsordnung durfte sie nun weder angegriffen noch verteidigt werden. Beim Einzug in die Stadt am 10. April 1945 trafen die amerikanischen Truppen daher allerorten auf Rote-Kreuz-Fahnen.¹ Die heute zum Weltkulturerbe der UNESCO gehörende Stadtanlage entging auf diese Weise ein zweites Mal der Zerstörung. Allerdings kam die Deklaration als Lazarettstadt nicht von ungefähr. In jenen Tagen zählte Goslar etwa 27.000 Einwohner, dazu 8.000 bis 10.000 Evakuierte und Flüchtlinge aus den Ostgebieten und über 3.000 nicht transportfähige Schwerverwundete in den Lazaretten.² Im Falle von Angriffen hätte es für die Bevölkerung keinerlei Schutz gegeben.

Bereits am 9. Mai 1945 trat für alle Fronten in Europa die bedingungslose Kapitulation in Kraft. Knapp einen Monat später, am 5. Juni, erfolgte in Berlin die Einsetzung des Alliierten Kontrollrats, mit dem die Hoheitsgewalt Deutschlands auch staatsrechtlich auf die Regierungen der vier Siegermächte USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich überging. Erst der Zwei-plus-Vier-Vertrag im Jahr 1990 sollte dem Land seine volle Souveränität zurückgeben.

Die neuen Machthaber bezogen ihre Territorien, und Goslar wurde von den amerikanischen Truppen der britischen Militärverwaltung übergeben, die nun mit rund 22,5 Mio. Einwohnern die bevölkerungsreichste der vier Besatzungszonen zu regieren hatte.

Angesichts der Zerstörungen und des fehlenden Wohnraums, der katastrophalen Ernährungssituation und des Hungers sowie der Vielzahl der zu versorgenden Heimatvertriebenen und Flüchtlinge war die Last der zu bewältigenden Probleme erstickend. Das gesamte öffentliche Leben wurde zunächst kontingentiert, bis hin zu Aufenthalts- und Arbeitsbescheinigungen. Der in

Hamburg ansässige Zonenbeirat besaß zwar gegenüber der Militärregierung nur Vorschlagsrechte. Mehr als in den anderen Besatzungszonen kooperierten die Briten aber von Monat zu Monat stärker mit den neu geschaffenen deutschen Zentralämtern und bedienten sich insofern einer Auftragsverwaltung (»indirect rule«). Dazu gehörte auch die Entscheidung über die zukünftige Nutzung des Fliegerhorstes Goslar, der noch kurz vor Einzug der US-amerikanischen Truppen von den letzten deutschen Einheiten, im Gegensatz zur Stadt, weitgehend zerstört worden war. Dies betraf vor allem kriegsrelevante Gebäude wie das Wasserwerk. Den wenigen überlieferten Akten zur Geschichte des Fliegerhorstes lässt sich entnehmen, dass er erst auf Verlangen der Briten in ein Lazarett umgebaut werden sollte, für 600 Personalstellen und 2.400 Patienten.³ Letztlich wurden aber wohl nur 800 bis 900 Betten gebraucht. Die für den Aufbau notwendigen Arbeiter holten sich die Engländer aus den Lazaretten rund um Magdeburg, die wegen der anrückenden sowjetischen Truppen ohnehin geräumt werden mussten. Etwa 100 leicht Erkrankte und Pfleger wurden gegen Verpflegung und Zahlung des Wehrsolds täglich für Aufräum- und Reinigungsarbeiten eingesetzt. Handwerker rekrutierte man in der Stadt, Werkzeuge wurden aus Trümmern gefertigt oder aus Versteckplätzen herangeschafft. Verbandsmaterial, Bettwäsche, Bekleidung für Patienten und Personal, vor allem für die geflüchteten Schwestern, mussten beschafft werden. Verpflegung gab es anfangs noch aus Wehrmachtsbeständen. Mitte Januar 1946 waren die größten Aufbauarbeiten erledigt.

In diesem trostlosen Szenario deutscher »Zusammenbruchsgesellschaft« (Christoph Kleßmann) endete am 3. September 1945 im Bahnhof Goslar die rund zehntägige Fahrt eines der ersten aus Südtalien kommenden Lazarettzüge. Unter den teils sitzend, teils liegend transportierten Kriegsgefangenen des langen Zuges fand sich auch Georg Eckert, britischer Häftling mit der Nummer 333701. Am nächsten Tag schrieb er, zum ersten Mal seit 1941 wieder von deutschem Boden, an seine Frau: »Ich selbst bin heute im Lazarett Goslar eingetroffen, wo ich wohl noch einige Wochen bleiben muß und dann entlassen werde.«⁴

Hinter Eckert lag eine mehrmonatige Odyssee von seinem kriegsbedingten Einsatzort in Saloniki/Griechenland über mehrere Kriegsgefangenenlager und Lazarette, bis die Briten den auf den Tod Liegenden mit dem Krankentransport in Richtung Deutschland schickten. Ursächlich für seinen Zustand war eine in der Kriegsgefangenschaft erworbene und nicht rechtzeitig erkannte Lungenentzündung, aus der sich innerhalb von wenigen Wochen Lagerhaft ein lebensgefährlicher Lungenabszess entwickelt hatte.⁵

Vom Lazarett aus schickte Eckert seinen Angehörigen zunächst beruhigende Briefe über die hervorragende ärztliche Behandlung und die gute Unterbringung. Der Realität entsprach das allerdings nicht. Bei einer Größe von 1,76 m war

der eigentlich muskuläre Mann inzwischen von 65 kg auf etwas über 50 kg abgemagert.⁶ Ständig litt er an hohem Fieber, hustete Blut und spie Eiter. Durch Staphylococccen bestand die permanente Gefahr einer inneren Vergiftung. Im Dezember 1945 musste sein Vater lesen: »Ich bekam [...] Ultrakurzwellenbestrahlung [und] bekam darauf wieder Fieber (39,4°). Man putscht jetzt den Körper auf, damit sich endlich auch die letzten Eiterherde entleeren. Die früheren Abszesse sollen fast die Größe einer Tasse gehabt haben!«⁷

Über Wochen und Monate quälten ihn ständige Hustenattacken, mit denen der Eiter aus dem Körper katapultiert wurde. Die Schmerzen zersprengten ihm fast die Brust. An eine baldige Entlassung, wie Eckert zunächst noch gemeint hatte, war nicht zu denken. Ende Januar 1946 erlitt er einen Rückschlag⁸, so dass die Ärzte seiner Frau, die im Lippeschen einquartiert worden war, ein Telegramm schickten: Man rechne mit dem Schlimmsten.⁹

Eckert überwand die Krise zwar, doch selbst als die Lebensgefahr gebannt schien, ging es nur sehr langsam bergauf, zumal sich die Behandlungsmöglichkeiten als äußerst begrenzt erwiesen. Seit Oktober 1945 sollte er geröntgt werden. Mitte Juni 1946 wartete er noch immer auf einen Termin. Entweder fehlte der Strom oder der behandelnde Arzt.¹⁰ Ebenso schlecht wie die diagnostischen Möglichkeiten waren die therapeutischen, Antibiotika in der Nachkriegszeit kaum erhältlich. Sulfonamide hatten tückische Nebenwirkungen. Morphine gegen die unerträglichen Schmerzen erzeugten bei ihrer Absetzung schwere Entzugserscheinungen. Im Juli 1946 konnte Eckert erstmals seit Jahresbeginn das Lazarett verlassen – für einen Zahnarztbesuch.¹¹

In seinem Einzelzimmer verlebte er einsame und verzweifelte Wochen und Monate. Besuche seiner Verwandten erhielt er so gut wie gar nicht, denn Reisen, erst recht in andere Besatzungszonen, waren noch genehmigungspflichtig und zudem wegen der zerstörten Infrastruktur mit stunden-, wenn nicht tagelangen Strapazen verbunden. Auch verfügte Goslar aufgrund der benötigten Flüchtlings- und Lazarettunterkünfte kaum über freie Quartiere. Verpflegung fehlte ohnehin. Die so genannten Restaurants boten meist nur Steckrübensuppe an. Seinem in Bamberg evakuierten Vater riet Eckert daher von einer solch beschwerlichen Bahnfahrt ab. Magda hingegen, die er seit seiner Repatriierung noch nicht wieder gesehen hatte, bat er in seinen fast täglichen Briefen inständig um baldigen Besuch. Sie aber verwies auf verkehrsbedingte Schwierigkeiten, auf eigene Krankheit und auf Arbeit, die sie im Lippeschen unabkömmlich mache.

Zum Martyrium von Krankheit und Einsamkeit gesellten sich Hunger und Kälte. Immer wieder war der Kohlennachschub unterbrochen. Die Folge war, dass im Januar 1946 selbst die Lazarette bei Temperaturen um den Gefrierpunkt kaum noch beheizt werden konnten.¹² Auch eigene, wärmende Kleidung fehlte; die Patienten mussten Lazarettwäsche tragen. Trotz der anfänglichen

Verpflegung des Militärhospitals aus Wehrmachtsbeständen stand es um die Versorgung der Patienten schlecht. Wegen seiner schweren Erkrankung erhielt Eckert zwar Versorgungsklasse 1. Der morgendliche Teller Grießbrei war jedoch ein fragwürdiger Genuss, da der Patient die Speise wegen extremer Magenbeschwerden nicht vertrug. Zehrender Hunger war der tägliche Begleiter.

Schlimmer noch als die körperlichen Strapazen waren jedoch die nagenden Zukunftsängste.

Die Berliner Wohnung in der Uhlandstraße, die Eckert vor dem Krieg mit seinen Eltern und seiner Frau bewohnt hatte, war ausgebombt, die Mutter inzwischen verstorben. Der Vater hatte Berlin noch rechtzeitig vor den Flächenbombardements verlassen können und lebte jetzt bei Verwandten in Bamberg, also in der amerikanischen Zone. Magda hatte sich Ende August 1943 zunächst zu ihrer Familie nach Bonn geflüchtet und wurde, als auch dort die Bombenteppiche dichter fielen, mit den Verwandten nach Hiddesen bei Detmold evakuiert. So hatte Georg Eckert zwar das Glück, in der engsten Familie keine Verluste beklagen zu müssen. Aber wie unzählige Andere auch war er obdach- und heimatlos, ohne jedes Hab und Gut und vor allem ohne eine berufliche Zukunft. Der Untergang des »Dritten Reiches« und der verlorene Krieg hatten ihn wie Millionen andere als menschliches Treibgut an die Gestade einer neuen Zeit gespült, deren Konturen sich nicht einmal erahnen ließen. Gelingen war möglich, Scheitern wahrscheinlich. Die ungesicherte Existenz schwebte wie ein Damoklesschwert über ihm.

Dabei konnte Eckert, zumal für sein junges Alter von gerade einmal 33 Jahren, schon eine beachtliche berufliche Bilanz vorweisen. 1931 hatte er in Berlin das Abitur abgelegt und anschließend an der Berliner Universität die Fächer Germanistik, Geschichte, Erdkunde, Volkskunde und Ethnologie studiert. Zu seinen akademischen Lehrern zählten der Lassalle-Biograph Hermann Oncken (1869–1945), der (marxistisch orientierte) Historiker Arthur Rosenberg (1889–1943) sowie der Reformpädagoge Fritz Karsen (1885–1951). Doch die politischen Verhältnisse am Ende der Weimarer Republik brachten Eckert, der sich schon frühzeitig in der sozialistischen Bewegung engagiert hatte, schnell in offene Gegnerschaft zu den nicht zuletzt an der Universität agitierenden nationalsozialistischen Trupps. Nach der Machtübertragung 1933 verließ er Berlin, wechselte zum Sommersemester 1933 an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und immatrikulierte sich erneut in der Philosophischen Fakultät. Dort wurde er 1935 bei Hermann Trimborn mit einer ethnologischen Arbeit über die mikronesische Inselwelt promoviert. 1936 folgte die 1. und 1939, nach erfolgreichem Referendariat, in Berlin die 2. Staatsprüfung. Am Ende des Wehrdienstes, den Eckert ab Februar 1940 während des Frankreichfeldzugs absolviert hatte, wartete auf den jungen Studienassessor zum 1. April 1941 eine Stelle an einem Berliner Gymnasium.

Doch angesichts des drohenden Kriegsdienstes bewarb er sich beim Wetterdienst der Marine, durchlief eine Kurzausbildung zum Meteorologen und erhielt, nachdem die deutschen Truppen Griechenland besetzt hatten, den Marschbefehl nach Saloniki. Am 1. Juli 1941 trat er dort als Wehrmachtsbeamter seinen Dienst auf der Wetterwarte an. Bereits vor Kriegsbeginn hatte Eckert einige wissenschaftliche Meriten erworben und, erneut durch Hermann Trimborn begleitet, mit der Abfassung einer Habilitationsschrift über das vorkolumbianische Caucatal begonnen. In seiner Freizeit in Saloniki brachte er diese Arbeit zum Abschluss, habilitierte sich während zweier Fronturlaube an der Universität Bonn und erwarb die *Venia Legendi* für Altamerikanistik. Der Kriegsgefangene Georg Eckert war mithin Studienassessor sowie promovierter und habilitierter Ethnologe.

Doch was galt das im zerstörten und besetzten Deutschland des Jahres 1945, wenn sich damit keine Stellenzuweisung verband? Mit Vater und Ehefrau diskutierte er brieflich alle Optionen. Wie Satelliten um die Erde, so kreisten seine Gedanken ununterbrochen um die Zukunft, ohne an konkreten Möglichkeiten Halt finden zu können. Hochschule? Schule? Museum? Hochschule? Schule? Doch egal welche Institution er bevorzugen würde: Für jede Stelle wurde der Nachweis über die Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft und über ein erfolgreich durchlaufenes Entnazifizierungsverfahren benötigt – ein Nachweis, der ihm noch fehlte!

Auf Grundlage der Moskauer Deklaration vom 30. Oktober 1943 und des Londoner Abkommens vom 8. August 1945 hatten sich die Alliierten über gemeinsame Entnazifizierungsmaßnahmen verständigt. Am 24. Dezember 1945 trat das Kontrollratsgesetz Nr. 10 in Kraft, mit dem die »Bestrafung von Personen, die sich Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen den Frieden oder gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht«¹³ hatten, geregelt wurde. Georg Eckert war 1934 in die Studenten-SA und 1937 in die NSDAP eingetreten. Nach dem Entnazifizierungsgesetz wurde eine einfache Mitgliedschaft in einer NS-Organisation jedoch nicht als strafbar eingestuft. Und er hatte in beiden Parteiungen nur die untersten Ränge besetzt. Doch während hohe Parteifunktionäre längst als freie Männer das Lazarett hatten verlassen dürfen, war seine Entlassung bis zur Gesundung zurückgestellt worden. Gesundung aber würde Haftfähigkeit und Haftfähigkeit Überführung ins Gefängnis bedeuten. Eine erneute Gefangenschaft aber, so seine eigene Prognose, würde er angesichts seines Zustandes kaum überleben.¹⁴

Trotz oder gerade wegen seiner desolaten Situation entwickelte Georg Eckert enorme geistige Kräfte. Zwar konnte er angesichts seiner schweren Erkrankung weder Konzerte noch Kinovorführungen oder Vorträge im Lazarett besuchen. Aber es gab eine bestens ausgestattete Bibliothek, die auf wundersame Weise dem Krieg getrotzt hatte. Ungeachtet häufigen Lichtausfalls las Eckert alles, was

er in die Hände bekam: »David Copperfield« von Charles Dickens¹⁵, »Pieter Bruegel« von Felix Timmermans¹⁶, Goethes »Italienische Reise«, »Frau Jenny Treibel« von Fontane, ethnologische Literatur, chinesische Romane, die erste Ausgabe der »Frankfurter Hefte« vom April 1946.¹⁷

Vor allem aber schrieb er. Mit winzig kleiner Schrift, um dem kaum vorhandenen Papier möglichst viel Raum abzutrotzen, berichtete er seinem Vater und seiner Frau detailliert über alles, was den Alltag im Lazarett bestimmte und was ihn beschäftigte. Dabei verwendete er zunächst die linke Hand – eine Fähigkeit, die er bereits als Kind erworben hatte und die ihm jetzt, da der rechte Oberkörper unerträglich schmerzte, äußerst zu Gute kam. Einmal täglich wurde die Post über die Schreibstube des Lazaretts nach Goslar befördert, und Eckert machte von dieser für ihn einzigen Kommunikationsmöglichkeit mit fortschreitender Gesundung zunehmend Gebrauch. Seinem Vater teilte er Anfang Juli 1946 mit, dass er seit Jahresbeginn über 150 Briefe geschrieben hatte.¹⁸ Die wichtigsten kopierte er per Hand und schickte sie dem Vater zur Kenntnis.

Adressaten seiner Schreiben neben der Familie waren Freunde und Kommilitonen, Genossen, mit denen ihn die gemeinsame Zeit in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), der Sozialistischen Studentenschaft (SSt), der SPD und im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold verband, sowie Kameraden aus Saloniki. Wer war gefallen und wer hatte überlebt? Wer war in Gefangenschaft geraten und wo? Wer war – versehrt oder unversehrt – nach Deutschland zurückgekehrt? Wohin hatte es die Einzelnen verschlagen? Wie war ihr bisheriges Schicksal verlaufen, welche Zukunftspläne hatten sie?

Ganz bewusst suchte Eckert auch Kontakte zur sich nunmehr neu formierenden SPD-Parteispitze in Hannover. Hilfe bei der politischen Entlastung und Unterstützung bei der Suche nach beruflichen Perspektiven, das war es, was er sich davon erhoffte. Im Gegenzug war er aus echter Überzeugung dazu bereit, sich in den Dienst der Partei zu stellen und sich für den Aufbau seines Landes zu engagieren.

Auch seine wissenschaftliche Leidenschaft konnte durch die sich hinschleppende Entnazifizierung und durch seine körperlichen Gebrechen nicht gezügelt werden. Er exzerpierte Fachliteratur, entwickelte Konzepte für ethnographische Publikationen, plante eine Sammlung mit antinazistischen Witzen, die er in den vergangenen Jahren mit Magda angelegt hatte. Und er folgte dem Rat seines herzensklugen Vaters, der ihm schon früh während der Krise im Lazarett empfahl: »Vor allem darf Schorschi sich keine Sorgen um die Zukunft machen. Er soll sich jetzt einmal ausruhen und sein bisheriges Leben [...] nach allen Richtungen überprüfen. Und dann Pläne für später machen.«¹⁹ Etliche Stationen dieser Zeitreise durch sein bisheriges Leben notierte der Sohn auf den Rückseiten des »Lagerboten«.

Kapitel I

Entwicklungen und Prägungen bis 1941

1. Familiäre Herkunft und Elternhaus in Berlin

Familie mütterlicherseits in Böhmen und Russland

»In Böhmen, halbwegs zwischen Prag und Karlsbad liegt in einem tiefen Tal das kleine Örtchen Skřivan im Bezirk Rakonitz. Hoch oben auf dem Berge ist ein altes Schloß, das wohl dem Fürsten Schwarzenberg gehörte. Den genauen Namen des Besitzers wußte Mama nicht mehr, es war aber ein Fürst, der 99 Schlösser hatte. Hätte er 100 gehabt, so hätte er ein Regiment Soldaten aus eigener Tasche erhalten müssen. Dies dürfte auf Schwarzenberg zutreffen.«¹

So beginnt ein Text, den Georg Eckert über die Familie seiner Mutter verfasste. Zwar irrte der Sproß hinsichtlich der adeligen Eigentumsverhältnisse, denn das Schloss Skřivaň gehörte von 1748 bis 1921 den Fürsten von Fürstenberg. Dennoch haben die Papiere für uns einige Bedeutung, da sie nähere Auskunft über die sonst weitgehend unbekannte Herkunft Georg Eckerts mütterlicherseits enthalten. Darüber hinaus sind sie ein schönes Zeugnis erzählerischen Talents.

Eckerts Familiensaga mütterlicherseits beginnt mit seinem Urgroßvater, Josef Ryschawy, der als Schlossgärtner und wohl auch als Verwalter in Skřivaň, im heutigen Tschechien, tätig war. Skřivaň, in der mittelböhmischen Region gelegen, gehört inzwischen zu Pavlíkov und liegt zehn Kilometer südlich von Rakovník (Rakonitz). Im Jahre 1843 bestand der böhmische Ort aus 51 Häusern und 428 Einwohnern und unterstand der österreichischen Krone.² Eckert hatte also durchaus recht, wenn er notierte, es müsse dort zur Zeit seines Urgroßvaters »sehr einsam gewesen sein«.³ Weiter erfahren wir: »Die Familie ist den Papieren nach katholisch. Mama erzählte aber, dass im Geheimen dort Glaubensgenossen der Großeltern zusammen kamen um gemeinsam Andachten abzuhalten. [...] Was das für eine Gemeinschaft war, ist unbekannt. Sie mußten sich aber vor Verfolgung schützen. Es war wohl eine der vielen böhmischen Sekten, die von der Staatsreligion abwichen. Denkbar wäre es auch, dass unter dem Deckmantel der Religion nationale tschechische Ziele verfolgt worden waren.« Letzteres sowie der Nachname Ryschawy/Ryschavy verweisen darauf, dass die Familie nicht der deutschen, sondern der tschechischen Bevölkerung Böhmens angehörte, gleichwohl aber, wie es bei nicht wenigen Tschechen der Fall war, deutsch sprach. Erst im Zuge der nationalen Wiedergeburt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und in Opposition zu den katholischen Habsburgern, die das Land seit Anfang des 16. Jahrhunderts regierten, pflegte man in Böhmen zunehmend das Tschechische.

Die Urgroßeltern Georg Eckerts, also besagter Josef Ryschawy und seine Frau Josepha, geb. Hayn, hatten mindestens vier Kinder, die der Nachfahre

in Anlehnung an die mütterlichen Erzählungen wie folgt beschrieb: »Einer soll Professor der Botanik gewesen sein. Ein anderer Direktor einer Brauerei. Dieser hatte eine besonders gute Köchin, sodass Besuche bei ihm Festtage mit reichlichem und gutem Essen waren. Eine Schwester war mit einem Beamten verheiratet, bei dem es wohl mehr vornehm, wie reich zuging. Im Gegensatz zu dem Brauerbruder waren dort die Essen minder gut und es ging sehr steif zu.«

Friedrich Adalbert (1845–ca. 1894), ein weiterer Sohn und zukünftiger Großvater unseres Protagonisten, zeichnete sich nach der Beschreibung durch besondere Musikalität aus. Ersten Jahren in Skřivavň sollen der Besuch einer höheren Schule sowie die Ausbildung auf dem Prager Konservatorium gefolgt sein; 1866 sei er Soldat bei einer berittenen Truppe und Stabstrompeter geworden. »In einer Schlacht wurde er schwer verwundet, nachdem schon vorher seine Trompete zerschossen wurde.« Er sei in einen Bach gestürzt, habe sich unter eine Brücke geschleppt und sei nach ein oder zwei Tagen von Bauern gefunden worden, die ihn gesund gepflegt hätten. Währenddessen habe ihn das Regiment bereits als gefallen gemeldet. Diese ebenfalls auf mütterlicher Schilderung basierende Episode kommentierte der Nachfahre mit den lapidaren Worten: »Eine Verdienstmedaille war der Lohn.« Was Eckert darüber hinaus über seinen Großvater erzählte, hört sich an wie ein phantastischer Bericht, der jedoch weitestgehend der Überprüfung standhält: »In jener Zeit gab es in Petersburg einen sehr reichen Kunstliebhaber, den Baron Dervies. Dieser hielt sich ein eigenes Theater mit Kapelle und stellte nur erstklassige Künstler an. Friedrich wurde vom Konservatorium weg engagiert. Der ständige Sitz des Theaters war in Lugano. Aber das Theater spielte sogar in der Scala in Mailand, in jener Zeit wohl das erste Theater der Welt. Zeitweise weilte die Truppe auch an der Riviera und in diese Zeit fiel auch die Geburt von Lisa [Mutter Georg Eckerts, HCM].«

Bei besagtem Kunstliebhaber handelte es sich um den deutschstämmigen Baron Paul Grigorjewitsch Baron von Derwies (1826–1881) (auch: Derviz; eigentlich: von der Wiese), der sich in Russland als Pianist, Eisenbahnmagnat und Finanzberater von Zar Alexander II. einen Namen gemacht hatte. In Nizza ließ er ein Schloss erbauen, das einen Konzertsaal für rund 400 Personen beherbergte und zwischen 1870 und 1881, dem Jahr seines Todes, zu einem Schaufenster des musikalischen und gesellschaftlichen Lebens auch für den europäischen Hochadel wurde. Der Baron »unterhielt eine Privatoper und ein privates symphonisches Orchester, dem Großpapa (als Geiger) angehörte.«⁴ Mit dem Geiger, Dirigenten und Komponisten Joseph Joachim (1831–1907), dem französischen Pianisten Francis Planté (1839–1934) oder der spanischen Operndiva Adelina Patti (1843–1919) traten dort die berühmtesten Musiker ihrer Zeit auf. Bis heute trägt das Schloss den Namen »Château de Valrose«, seit Anfang der 1950er Jahre gehört es zur Universität Nizza.⁵

Friedrich Adalbert, der auch Freimaurer war, hatte in der Truppe des Barons seine zukünftige Frau, Anna Theresia (1853–?), geb. Jira, aus Reichenberg (Österreich), möglicherweise Opernsängerin im selben Ensemble, kennen gelernt. Als das Paar am 9. Oktober 1877 in Nizza weilte, kam dort ihre Tochter Luisa Anna, Georg Eckerts Mutter, zur Welt.⁶ Durch den ständigen Ortswechsel des Orchesters sei für Lisa, wie sie in der Familie genannt wurde, und ihre beiden vermutlich älteren Brüder Otto und Fedja zunächst eine unruhige Jugend mit wenig Familienleben und ständig wechselnden Unterbringungen bei fremden Leuten vorprogrammiert gewesen. Als die Kapelle aufgelöst wurde, habe Großfürst Sergej Alexandrowitsch (1857–1905), Bruder des Zaren Alexander III., mehrere Musiker, darunter seinen Großvater, eingeladen, als Kapellmeister im Offiziersrang in die russische Armee überzutreten. So sei Friedrich, begleitet von seiner Familie, zum 6. Grenadierregiment nach Tula (200 km südlich von Moskau) gekommen. Der Großfürst habe ihm geraten, die russische Staatsbürgerschaft anzunehmen, und ihm eine glänzende Karriere versprochen. Der Großvater habe jedoch abgelehnt, da er »überzeugter Tscheche« gewesen sei.

1885/86 habe Friedrich an der russischen Expedition nach Bulgarien teilgenommen und sei schließlich zusammen mit der Familie nach Tula zurückgekehrt. Doch bei einem dortigen Manöver vor Alexander III. stimmte bei einer Parade die Richtung nicht. Die Schuld sei daraufhin auf den Großpapa gewälzt worden, der deshalb zum 9. Kavallerieregiment nach Charkow [damals Russland, heute Ukraine, HCM] versetzt worden sei. Im Sommer habe das Regiment in Balakleia (Balaklija) am Donez gelegen [ca. 80 km von Charkow entfernt, HCM].

Offensichtlich verdiente Friedrich recht gut, eine finanzielle Belastung war jedoch, wie sein Enkel zu berichten wusste, sein »Tschechentum. Jeder Tscheche, den er traf, musste sein Gast sein. Manche nützten dies wochenlang aus. So [war] eine Harfenistenfamilie [...] monatelang bei ihnen. [...] Er legte als echter Böhme auch großen Wert auf gutes und reichliches Essen. Seine Burschen wurden immer auf ihre Kochkunst geprüft.« Im Hause gab es viel Hausmusik, Eckerts Mutter sang und spielte Violine, was aber wohl Raufereien mit Jungen nicht ausschloss. Des öfteren sei sie auch ausgerissen, einmal sogar mit einem Zirkus, ihrer großen Leidenschaft. Georg Eckert schrieb später über seine Mutter: »Die Jugend Lisas war abenteuerlich, sicher aber nicht unschön.«⁷

Lisa war etwa 17 Jahre alt, als ihre Mutter um 1894 starb und in Balakleia begraben wurde. Nun »verfiel der Vater dem russischen Laster, dem Suff«. Nach eineinhalb Jahren habe er den Dienst quittieren müssen und sei nach Moskau zurückgekehrt, wo er 10 Jahre später gestorben und begraben worden sei. Bis dahin habe Lisa für ihn gesorgt, indem sie Privatstunden gab, als

Erzieherin bei einer Kalmückenfamilie in Mariupol und bei einem Obersten in Charkow sowie auf der Krim arbeitete. Wohl nach dem Tode des Vaters (um 1904) habe eine Freundin der Mutter, eine tiefreligiöse Frau aus dem alten russischen Adel, Alexejewna, geb. Annenkov, Lisa wie eine zweite Mutter aufgenommen. Mit Unterbrechungen sei sie sechs Jahre bei ihr geblieben – in Petersburg und in Tula (in der Nähe des Gutes von Tolstoi, den sie oft gesehen habe) sowie auf Reisen nach Böhmen, Österreich und in den Kaukasus. Auch Pilgerreisen zu verschiedenen Klöstern hätten beide unternommen, unter anderem nach Nowy-Afon, im Kaukasus (Abchasien/Georgien). (Das Kloster soll zwischen 1874 und dem Beginn des 20. Jahrhunderts von russischen Mönchen des Athos in Griechenland errichtet worden sein, das sie *Neu Athos* nannten. Später wurde der Name auch auf die Stadt übertragen. Seine Eröffnung soll die letzte Klostereröffnung der Russisch-Orthodoxen Kirche vor der Oktoberrevolution 1917 gewesen sein.) Ihren Bruder Fedja besuchte Lisa wiederholt in Dortmund. Durch einen Mediziner an der Universität Charkow, Schatilow, soll sie auch Verbindung zu den revolutionären Kreisen von 1905 erhalten haben. Als Schatilow in die Schweiz, nach Zürich und Bern, ging, begleitete Lisa ihn und seine Familie und lernte auf dieser Reise Georg Eckerts Vater kennen.

Eine mehr als abenteuerliche Jugend und frühe Erwachsenenzeit, die Georg Eckert offenbar nachhaltig imponierte. Doch anders, als es der möglicherweise auch durch den Sohn selbst beförderte Mythos will, gab es mütterlicherseits keine russischen Wurzeln.⁸ Vielmehr stammte dieser Teil seiner Familie aus Böhmen. Entsprechend hieß es in einem von Eckerts Lebensläufen: »Meine Mutter entstammt einer nach Russland ausgewanderten sudetendeutschen Musikerfamilie.«⁹

Über die väterliche Familie finden sich zwar keine vergleichbaren Erzählungen. Dafür lagert im Stadtarchiv Bamberg einiges Archivmaterial zu den Eckerts.¹⁰

Familie väterlicherseits in Bamberg/Franken

»Ich würde Dich zu gerne durch die Stadt [Bamberg] und die Umgebung führen, die ich sehr liebe. Es ist bestimmt einer der schönsten Flecken deutscher Erde.«

Georg Eckert an Magda Eckert, 22. Aug. 1943¹¹

Die Anfänge Bambergs reichen zurück bis ins 8. Jahrhundert, und bereits im 9. Jahrhundert gehörte die Stadt zum Besitz derer von Babenberg, die als Adelsgeschlecht zugleich namengebend wirkten. Zeitgleich mit der Wahl des Ottonen und späteren Kaisers Heinrich II. (973/78–1024) zum deutschen